



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Waltemath: General v. Clausewitz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

General v. Clausewitz

Von Hauptmann a. D. Waltemath



Es schwerer die Friedensbedingungen uns bedrücken, um so mehr muß das Bestreben der geliebten Armee dahin gehen, sich an unserer ruhmreichen militärischen Vergangenheit aufzurichten. Diese besteht in erster Linie aus den Kriegen Friedrichs des Großen, den Kriegen 1866 und 1870 und dem Weltkriege. Nicht in Vergessenheit geraten darf aber die Lehre des Schöpfers der Theorie der modernen Strategie, des Generals v. Clausewitz. Als man nach dem Siege von Königgrätz es aussprechen hörte, der Schulmeister habe diese Schlacht gewonnen, verkehrte ein preußischer General diese Torheit in Weisheit durch den Zusatz: „Zawohl, dieser Schulmeister hieß Clausewitz!“ Auf den Grundlagen des Clausewitzischen Werkes „Vom Kriege“ hat der preußische und später deutsche Generalstab weitergearbeitet und den Grund gelegt zu unseren glänzenden militärischen Erfolgen des vorigen Jahrhunderts. Drei echt Clausewitzische Sätze möchte ich nun im folgenden besonders hervorheben und eingehend betrachten.

1. „Der Krieg ist weiter nichts als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“.

Wir sehen, Clausewitz' Theorie basiert auf breitester Grundlage. Nicht in erster Linie militärisch, sondern politisch will er den Krieg betrachtet wissen. Diese seine Betrachtungsweise führt ihn von selbst dazu, zwei Arten zu erkennen. 1. Den Krieg seit Napoleon. Er nennt diesen den absoluten Krieg. 2. Den Krieg vorher, wie er am ausgeprägtesten zum Ausdruck kommt im 18. Jahrhundert. Er nennt diesen Krieg den historisch gewordenen, was besagen soll, daß die Kriegsgeschichte mehr solcher Kriege aufzuweisen hat als absolute Kriege. Diese Unterscheidung zeugt von feinem historischen Verständnis. Selbst die heutige Zeit läßt dieses oft vermissen und sieht in den militärischen Begebenheiten des 18. Jahrhunderts nur Dummheiten und Verschrobenheiten. Wer das tut, weiß nicht, daß er damit zugleich auch über Friedrich den Großen das Urteil spricht. Wenn sich dieser auch über seine Zeitgenossen erhebt, so bleibt er doch durchaus ein Kind seiner Zeit. Diese konnte keine entscheidenden Schläge führen, wie sie uns heute selbstverständlich vorkommen. Das Kriegsinstrument, die Armee, war ein viel zu kostbares Ding, als daß man es dreist aufs Spiel gesetzt hätte. War die Armee vernichtet, so war kein Ersatz da, aus dem man eine neue hätte bilden können. Und dann die Fesseln, die die Verpflegungsart aus Magazinen der Strategie auferlegte. Das Requisitionssystem war aber noch undenkbar. Geschlossen war die Truppe beim Marsch und Gefecht. Eine Auflösung, wie sie das Requisitionssystem mit sich gebracht hätte, konnte man sich bei den damaligen unsicheren Kantonnisten nicht leisten. Wir sehen, die Kriegsführung war dem 18. Jahrhundert eine gegebene, bedingt durch allgemeine politische und militärische Zustände. Welches sind nun aber die Hauptunterschiede der beiden Kriegsorten? Die alte Strategie kannte als Mittel, die im Kriege den Erfolg verbürgen, das Manöver und erst in zweiter Linie die Schlacht. Selbst ein

Friedrich nennt einmal die Schlacht ein „Brechmittel“. Die moderne Strategie kennt ausschließlich die Schlacht. Die alte Strategie schlägt im allgemeinen nur, wenn sie einer Schlacht nicht mehr ausweichen kann. Die moderne Strategie sucht die Schlacht.

Der Krieg ist ein Instrument der Politik und steht daher auch unter ihrem Einfluß; ist der Erfolg ein schlechter, so beweist das weiter nichts, als daß die Politik eine schlechte war. Grundverkehrt aber wäre es, den Einfluß der Politik auf die Kriegsführung als solchen zu verdammen. Zwei klare Beispiele aus der Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts mögen das Gesagte verdeutlichen. Als im Jahre 1866 die Österreicher bei Königgrätz geschlagen waren, wollten die Militärs, darunter auch Moltke, den Krieg fortgesetzt wissen. Einzig und allein Bismarck war anderer Ansicht, und nur mit den größten Schwierigkeiten setzte er sich durch. Er war für Friedensschluß unter sehr milden Bedingungen; er wußte, daß er im Kriege gegen Frankreich Österreichs Neutralität bedurfte. Im Jahre 1870 war Bismarck nach den Schlachten von Metz und Sedan für Einstellung der Heeresbewegungen und wollte sich mit dem vorhandenen Landbesitz begnügen. Er fürchtete ein feindliches Eingreifen der bisher Neutralen. Moltke drückte aber seine gegenteilige Ansicht durch, und diesmal hat der Erfolg ihm Recht gegeben. Wir, die wir im Weltkriege die Zähigkeit der französischen Nation so recht kennen gelernt haben, können mit Gewißheit behaupten, daß Frankreich 1870 nie zum Frieden unter der Bedingung der Herausgabe Elsaß-Lothringens bereit gewesen wäre, wenn wir in den Grenzlanden stehengeblieben wären. Ein rein politischer Kalkül entschied 1866 die Einstellung der Feindseligkeiten; ein rein militärischer Kalkül entschied 1870 die Fortsetzung des Krieges und traf damit, bewußt oder unbewußt, das politisch Richtige; der Diplomat Bismarck hatte nicht genügend die moralische Kraft der revolutionären französischen Regierung und das Nationalgefühl der Franzosen in Rechnung gestellt. Die Reihe geschichtlicher Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen.

Der Weltkrieg hat Maße angenommen, wie sie niemand für möglich gehalten hätte. Innerpolitische und wirtschaftliche Momente haben ihm mehr das Gepräge gegeben als militärische. Deutschland, das die ersten vier Jahre die militärischen Erfolge fast ausschließlich auf seiner Seite hatte, verlor den Krieg politisch und wirtschaftlich, und erst dann auch militärisch.

2. „Zweck der Kriegsführung im engeren Sinne, nicht der politische, ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; die Schlacht ist daher das einzig entscheidende Mittel jeder Kriegsführung oder Strategie.“

Dieser Satz ist das eigentliche Vermächtnis Clausewitz' an die preussische Armee. Der Unterschied zwischen alter und neuer Strategie war bereits berührt. Gleich im ersten Kapitel des 1. Buches „Über die Natur des Krieges“, wo der Krieg mit einem Zweikampf verglichen wird, heißt es: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Dies ist der politische Zweck, der mit jedem Kriege verbunden ist. Das Mittel, dies zu erreichen, ist, den Gegner wehrlos zu machen, und dies ist das eigentliche Ziel

der kriegerischen Handlung.“ Wodurch anders als durch die Schlacht kann das aber geschehen? Sie wird um ihrer selbst willen gesucht und geschlagen. In jedem Gefecht ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte die Hauptfache. Nun kann aber jedes Gefecht neben diesem allgemeinen Zweck noch einen besonderen Zweck haben, z. B. Besitz eines Berges oder einer Brücke; dieser besondere Zweck ist stets nur Nebenzweck; durch Erreichung eines solchen Kampfobjekts soll nämlich nur eine um so größere Vernichtung der feindlichen Streitkräfte herbeigeführt werden. Wir sehen, nicht mit kunstvollen Manövern und Märschen, wie die Strategie des 18. Jahrhunderts, sondern mit dem rohen Mittel der Schlacht operiert die moderne Strategie. Wie treffend sind die Worte: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen wollen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis mal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leibe weghaut.“

Im zweiten Buche über „Die Theorie des Krieges“ gibt Clausewitz die Definition von Strategie und Taktik. Erstere ist die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zwecke des Krieges, letztere die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht. Die Taktik hat die Schlacht zu gewinnen. Die Strategie leitet sie ein durch Feststellung von Zeit und Ort und der Richtung, die den Streitkräften zu geben ist; nach der Schlacht äußert sich die Strategie in der Benutzung des erkämpften taktischen Erfolges (Verfolgung). Nichts nützen die schönsten Bewegungen der Strategie, setzt die Taktik nicht ihr „placet“ darunter durch Gewinn der Schlacht. Dies ist es, was Clausewitz immer wieder hervorhebt, nicht nur in seinem Hauptwerk „Vom Kriege“, sondern auch in den Feldzügen seiner Zeit, die er geschrieben hat. Liest man die Kriegsgeschichte, so sieht man, wie häufig gegen diesen Satz, der doch eigentlich eine Binsenwahrheit ausdrückt, verstoßen ist. Oft dachte man mehr an die Größe des Erfolges, als an den Erfolg selbst, wie in der Fabel das Fell des Bären verteilt wurde, bevor man ihn selbst hatte. Jede zusammengesetzte kunstvolle Operation, sagt Clausewitz, erfordert zur Ausführung mehr Zeit als die einfache. Entscheidet sich der Gegner für einen einfachen Stoß gegenüber unserem kunstvoll zusammengesetzten Stoße, so ist er im Vorteil. Mit einem Worte „Energie der Kriegsführung ist wirksamer als Kunst“ (Rüstow). Sucht ein Feldherr, wie das im 18. Jahrhundert üblich war, seine Stärke im Manöver statt in der Schlacht, „so muß er sich bewusst sein, nur Schleichwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann. Er hat den Gegner immer im Auge zu behalten, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwert greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegentrete.“ Die bisherigen Theoretiker der Kriegskunst hatten einseitig ihre Systeme zu Siegesprinzipien erhoben. So kommt der Theoretiker Bülow, ein Bruder des Bülow v. Dennewitz zu der überlegenen Wirkung der konzentrischen, umfassenden Form. Ausgehend von dem Begriff der Basis „weist“ er nach, daß die Endpunkte der Basis (diese also als Linie betrachtet) mit dem Objekt, der feindlichen Armee, einen rechten Winkel bilden müsse. Diese Auffassung vom Kriege, wie sie mathematischer, geometrischer, schematischer nicht gedacht werden kann, ist uns heute völlig unverständlich geworden, nicht zuletzt dank Clausewitz.

Er hat die Theorie des Krieges mit eisernem Besen gereinigt, von Winkeln und Linien und allem mathematischen Formelkram und zwar so gründlich, daß uns seine Polemik heute ein Kampf gegen Windmühlenslügel zu sein scheint. Um einzusehen, daß sie das nicht war, braucht man nur Bülow zu lesen. Über die konzentrische Form sagt Clausewitz: „Sie führt zu größeren Erfolgen unter geringerer Sicherheit des Erfolges überhaupt.“ Dem konzentrischen System hat der General Jomini, ein Schweizer von Geburt, bis 1813 in französischem Dienst und dann in russischen Diensten, das System der sogenannten inneren Linien entgegengestellt. Diese inneren Linien stellen nun wirklich eine überlegene Form dar; falsch ist nur, wenn man daraus ein System macht und eine allgemein gültige Norm mit Siegesanspruch herleitet. Clausewitz sagt dazu: „Alle diese Theorieversuche sind ganz unbrauchbar, sie streben nach bestimmten Größen, während im Kriege alles unbestimmt ist und der Kalkül aus lauter veränderlichen Größen gemacht werden muß.“ Diesem System gegenüber stellt Clausewitz das „dynamische Gesetz der moralischen Welt“ auf, das besagt, daß mit der Größe des Erfolges auch stets die Größe der Gefahr wächst. Und an einer anderen Stelle, wo er von Flanken- und Rückenangriffen spricht, heißt es: „Jeder Widerstand, der nicht ein gerader oder einfacher ist, hat die Tendenz, die Wirkung auf Kosten der Sicherheit zu erhöhen.“

Als allgemeinstes Siegesprinzip stellt Clausewitz die numerische Überlegenheit hin. Er unterscheidet dabei eine absolute und eine relative Zahlenüberlegenheit. An der Bestimmung des Maßes der absoluten Macht hat der Feldherr meist keinen Anteil, er muß es deshalb als ein Gegebenes hinnehmen. Ist eine absolute Überlegenheit nicht vorhanden, muß sein Bestreben dahingehen, sich durch geschickte Verwendung der Truppen eine relative Überlegenheit auf den entscheidenden Punkt zu verschaffen. „Der Einfluß der Zahl“, sagt Clausewitz, „ist um so mehr gestiegen, als die Heere Europas in Bewaffnung, Einrichtung und Kunstfertigkeit einander ähnlicher geworden sind“, er meint, daß es im heutigen Europa dem talentvollsten Feldherrn sehr schwer fallen wird, einer feindlichen doppelten Übermacht den Sieg abzugewinnen. Dieser Satz findet seine Bestätigung auch durch den Weltkrieg. Bei Tannenberg z. B. waren die Russen uns nur unerheblich überlegen; wohl besaßen sie die absolute Überlegenheit, sie verstanden aber nicht, sie anzuwenden, indem die ganze Armee Rennekampf nicht in Erscheinung trat. Welche Verschrobenheiten sich die militärische Literatur des 18. Jahrhunderts leistete, geht daraus hervor, daß Tempelhoff und Montalembert von einer Normalgröße der Armee sprachen, über die hinaus die überschießenden Kräfte mehr schädlich als nützlich wären. Grundsätzlich führen diese beiden in ihren Schriften keine Zahlen an, die also als nebensächlich behandelt werden. Allen solchen Auswüchsen gilt Clausewitz' Kampf. Sein Verdienst ist es, wenn wir so völlig davon geheilt sind. Clausewitz will keine positive Lehre geben, er leugnet ihre Möglichkeit, und zwar nicht zuletzt aus dem Grunde, weil die moralischen Faktoren, die Imponderabilien, eine weit gewichtigere Rolle spielen als alles andere, und damit komme ich zu dem dritten und letzten Satz, den ich aus Clausewitz hervorheben möchte:

3. „Die Geister sind es, welche das ganze Element des Krieges durchbringen.“

Die physischen Ursachen und Wirkungen erscheinen fast nur wie das hölzerne Gest, während die moralischen, das edle Metall, die eigentlich blankgeschliffene Waffe sind. Die Kapitel I, 3 „Kriegerischer Genius“ und III, 6 „Die Kühnheit“ sind so wunderbar geschrieben, daß sie geradezu als Einführung in die Psychologie dienen könnten. Da der Krieg das Gebiet der Gefahr ist, hat die Kühnheit ihr besonderes Bürgerrecht im Kriege.

„Im Kriege ist alles einfach, aber darum nicht leicht,“ sagt Clausewitz. Einen Plan zu fassen, ist nicht schwer, sich aber in seiner Durchführung nicht irre machen zu lassen, erfordert einen ganzen Charakter. Im Kapitel „Frikktion“ (I, 7) sagt Clausewitz: „So wenig man imstande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu tun, so wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten.“ Einen Teil dieser „Frikktion“ erklärt der Satz: „Ein großer Teil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch größerer ist falsch und bei weitem der größte einer ziemlichen Ungewißheit unterworfen.“ Es ist eine ungemeine Lächerlichkeit, wenn man, wie so oft geschieht, die Größe eines Feldherrn in der Konzeption irgend eines Feldzugs- oder Schlachtenplanes sieht. Feldherrntum ist nicht so sehr Sache des Verstandes als des Charakters. Ein Fähnrich auf Kriegsschule konnte den Plan zur Schlacht von Tannenberg fassen. Hindenburgs Größe besteht nicht darin, sondern in dem Mut, die Schlacht zu schlagen, während die ganze Armee Rennkampf nur einige Tagemärsche entfernt stand. Dieses Risiko mußte der auf sich nehmen, der öftlich der Weichsel schlagen wollte.

„Alles Handeln im Kriege ist nur auf wahrscheinliche, nicht auf gewisse Erfolge gerichtet; was an der Gewißheit fehlt, muß überall dem Schicksal oder Glück, wie man es nennen will, überlassen bleiben,“ sagt Clausewitz, d. h. aber nicht, wie Clausewitz weiter ausführt, daß der sicherste Weg immer der beste sei. „Es gibt Fälle, wo das höchste Wissen die höchste Weisheit ist.“ „Die Kühnheit ist im Kriege die edelste Tugend.“ Je höher man aber in der militärischen Hierarchie hinaufgeht, um so seltener pflegt sie zu werden. Die Verstandestätigkeit wächst mit den Graden, die Kühnheit, die eine Eigenschaft des Gemüts ist, wird dadurch zurückgedrängt. Einsicht und Kühnheit sollten aber stets in konstantem Verhältnis zueinander stehen. Dies ist jedoch selten der Fall. In der Taktik reißt der Augenblick mit fort, in der Strategie ist der Verstand viel mehr in der Lage, da alles langsamer abläuft, eigenen und fremden Bedenlichkeiten und Pessimismus Raum zu geben. Ein altes französisches Sprichwort sagt: „Tel brille au second, qui s'éclipse au premier“ und drückt damit aus, daß wahrhaft große Feldherren in der Geschichte so selten sind. Fast alle Generale, die uns die Geschichte als mittelmäßige oder gar unentschlossene Führer nennt, hatten sich in geringeren Graden ausgezeichnet.

Ich sagte, Feldherrntum sei nicht so sehr Sache des Verstandes als des Charakters. Ja, eine gewisse Art von Verstand, der dialektische Verstand im Sinne von Logik, ist sogar sehr dazu angetan, den Feldherrn von dem einmal als richtig anerkannten Wege abzubringen und ihn der Unentschlossenheit preiszugeben, die nach dem Urteil des General Jomini das Erbteil der Geister sein muß, die an allem zweifeln. Wer alle Eventualitäten im Kriege

klar vorausschauend, der wird es sehr schwer zu einem Entschluß bringen. Dem Glück, dem Zufall muß auch einiges überlassen werden. Über das Glück im Kriege sagt Clausewitz im Kapitel II, 5 „Kritik“: „Es ist nicht zu verkennen, daß das Wohlgefallen, welches unser Verstand am Zutreffen, das Mißfallen, das er am Verfehlen hat, doch auf dem dunklen Gefühl beruht, daß zwischen diesem dem Glück zugeschriebenen Erfolg und dem Genius des Handelnden ein feiner, dem Auge des Geistes unsichtbarer Zusammenhang bestehe, der uns in der Vorausschau Vergnügen macht. So wird es begreiflich, wie das Glück im Kriege eine viel edlere Natur annimmt, wie das Glück im Spiel.“ Wir werden erinnert an Moltkes Wort: „Glück hat in der Regel nur der Tüchtige.“ Glück und Genie gehören eben zusammen. Vieles, was dem genialen Menschen gelingt, erscheint dem von außen Beobachtenden als ein Zufall, da er die verborgen bleibenden seelischen Kräfte, die beim Erfolg mitspielen, nicht kennt.

Die Clausewitzsche Theorie hat nicht die Annäherung, wie die der anderen Theoretiker, ein festes Lehrgebäude aufzustellen, wenn schon das Buch „Vom Kriege“ eine ganze Reihe positiver Sätze aufweist. Hat die Theorie den Feldherrn einen Einblick tun lassen in die Natur des Krieges, ihm die einzelnen in ihm vorkommenden Begriffe definiert, so hat sie ihre Schuldigkeit getan. Das übrige muß der Feldherr dazu tun. Wehe der Theorie, die ein Schema aufstellt, das dann im konkreten Falle versagt.

Mit Clausewitz' Lehre ist viel Mißbrauch getrieben worden. Diejenigen, die mit dem Genie alles machen zu können glauben, unter Verzicht auf jegliche Vorbildung des Geistes, tun Unrecht, wenn sie in ihm einen Anhänger dieser falschen Lehre sehen. Vom Wissen zum Können — um ein solches allein handelt es sich im Kriege — ist ein Sprung, vom Nichtwissen zum Können aber ein noch größerer. Clausewitz bestreitet nicht den Nutzen der Theorie an sich, im Gegenteil, er bestreitet nur den Nutzen einer Theorie, die feste allgemein gültige Normen für das Handeln geben will. Clausewitz' Werk „Vom Kriege“ handelt ausschließlich von Strategie. Bringt der Autor taktische Sachen, so tut er das nur, um seine Gedanken verständlicher zu machen. Und man findet dann oft die Wendung: „Doch das gehört in die Taktik.“ Es ist der große Krieg des Feldherrn, den er betrachtet. Das Große an Clausewitz ist, daß er dabei zu keinem bestimmten System kommt. Die positiven Sätze, die er bringt, sind ganz anderer Art als die der anderen Kriegstheoretiker. Wie einfach sind seine Sätze: „Die großen Erfolge bestimmen die kleinen mit, daß man also die strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückführen kann; eine Demonstration ist eine schwächere Kraftanwendung als ein wirklicher Angriff, sie muß also besonders bedingt sein; der Sieg besteht nicht bloß in der Eroberung des Schlachtfeldes und in der Zerstörung der physischen Kräfte des Gegners, sondern vor allem in der Zerstörung der moralischen Kräfte des Gegners, und diese wird erst erreicht bei der Verfolgung; der Erfolg ist immer am größten, wo man den Sieg erfochten hat, das Überspringen von einer Linie und Richtung auf die andere muß also nur als ein notwendiges Übel betrachtet werden; eine jede Teilung der Streitkräfte muß besonders motiviert sein.“